

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstr. 97.

Halle a. S., Mittwoch 25. September 1895.

Verleger: Hermann Gleditsch, Berlin C., Grödenstraße 5.

Telegramme.

Berlin, 25. September. Wie verlautet, wird im Laufe des Oclober die Verhandlung gegen den Vizekönig Wehlaue...

Berlin, 25. September. Der Steckbrief gegen Freier von Hammerstein, datirt vom 23. September wegen...

Berlin, 25. Sept. Die „Nationalzeitung“ erklärt, der Kaisertrah hat weid im Oclober einberufen, wo ihm der Oat für die...

Malland, 25. Sept. An der letzten Nacht wurde das in Gr...

London, 25. Sept. Die gestern eröffnete Wollauktion war bei lebhafter Theilnahme gut besucht. Australische Woll...

Liverpool, 25. Sept. Die Wollauktion eröffnete mit 5% höheren Preisen; verkauft wurden 6027 Ballen.

Sofia, 25. Sept. Wie die „Aeceno balcanicus“ melden, ent...

Bucharest, 25. Sept. Bei der Festfahrt Hedeida ver...

Deutsches Reich.

* Eine demnächst stattfindende Zusammenkunft des Kaisers mit dem Kaiser von Mexiko...

* Die Kaiserin ist gestern Vormittag gegen 11 Uhr in Begleitung des Herzogs Ferdinand von Schleswig-Holstein...

Kirchen und Kirchenfeste in Santo Domingo.

Zur Zeit meiner Ankunft in Santo Domingo besah ich die Stadt nur zwei Kathed. Beide waren so überflutet, daß ich...

prangenden Ort nach dem Schlosse Gröhenlo. In Glücksburg ist ein etwa acht bis zehntägiger Aufenthalt geplant.

* Der offizielle „Samburger Correspondent“ erklärt den Gedanken für barock, daß der deutsche Reichstagler Herr Hohenlohe einen...

* Die gesetzgeberischen Aufgaben der nächsten Zeit werden zu aufregender Stellungnahme für oder wider feinerlei Anlaß geben.

* Die Handelskammer in Kiel und die Vorsteher der Kaufmannschaft in Kiel haben sich den Herrn Reichsminister...

* Die Handelskammer in Kiel und die Vorsteher der Kaufmannschaft in Kiel haben sich den Herrn Reichsminister...

* Sozialdemokratische Ligen. Der „Vorwärts“ hat wieder einmal gelogen. Er hat in zwei Nummern die Behauptung aufgestellt...

wieder einmal gelogen. Er hat in zwei Nummern die Behauptung aufgestellt, daß auf das Kassenjournal bei den Berliner Justizbehörden wegen Freiabes der Arbeiter getroffen...

* Die aus den Reihen der „Genossen“ hervorgeragene Anträge zum diesjährigen sozialdemokratischen Parteitag werden in der heutigen Nummer des „Vorwärts“...

Das ist ein sehr interessantes und wichtiges Thema, das die Sozialdemokratie betrifft. Es geht um die Beziehungen zwischen der Partei und den Arbeitern...

Das ist ein sehr interessantes und wichtiges Thema, das die Sozialdemokratie betrifft. Es geht um die Beziehungen zwischen der Partei und den Arbeitern...

Zu den künftigen Schöpfungen unseres berühmten Landmannes Emil Ritterhaus, der wie wohl kein anderer lebender Poet in der Welt...

Canalere zu kaufen, die in ersterlicher Zahl unter der Menge vorhanden waren und angeblich für ganz weiches Holz waren...

Da in Santo Domingo an Kirchen und Kapellen ein Mangel ist und jede ihren eigenen Schutzpatron besitzt, dessen Ansehen alljährlich einen vollen Monat hindurch gefeiert wird...



Irrwege.

(Nachdruck verboten.)

36]

Original-Noman von H. Erlin.

Neuntes Kapitel.

Unter ſtetem Wechſel von Sonnenschein, Regen, Hitze und Gewitterwolken ging der Sommer ſeinen Weg weiter.

Längſt hatte die Sklaverei des Badelebens begonnen und faſt die geſammte vornehme Welt Berlins befand ſich auf Reiſen. Selbſt Papa Kromer, der ſich doch durchaus nicht zur grand monde zählte, war vor vierzehn Tagen von ſeiner Ehehälfte nach einem Sommeraufenthalt in der ſächſiſchen Schweiz geſchleppt worden. Elſchen und Doktor Tarlatt, die ſich ebenfalls in der ſächſiſchen Schweiz befanden und ſchon Wohnung für die Eltern im Voraus gemietet, hatten es endlich mit ihren Bitten dahin gebracht, daß ſich Papa Kromer noch auf ſeine alten Tage zum erſten Mal in ſeinem Leben in die Sommerfriſche begeben hatte. Und nun ſaß er bei dem ewigen Regenwetter frierend, in dicke Decken gewickelt, in der ungemüthlich möblirten, fremden Stube und blickte trübelig durch das Fenſter auf die fernern Berge, indem er ſich die denkbar größte Mühe gab, irgendwo die Schönheiten des ſo viel gepriesenen und ſo theuer bezahlten Sommeraufenthaltes zu entdecken.

In Berlin indeſſen ſchien die Sonne ein wenig freundlicher, gerade, als wollte ſie die Bewohner der Reſidenz locken, in die weite Welt hinauszuwandern, und Mancher leiſtete ihrer Lockung wirklich Folge.

Vor der Jafféſchen Villa hielt ein Handwagen, auf welchem mehrere Koffer und Kiſten geladen wurden, während im geräumigen Wohnzimmer die Joſe noch dabei war, einige Schachteln mit Kleidungsſtücken zu füllen.

„Maria, haben Sie mein Reiſe-Neceſſaire, meinen grauen Sonnenschild und mein Mattgelbes nicht vergeſſen einzupacken? Maria, holen Sie dem Herrn ſchnell die Kravattenschachtel aus dem Nebenzimmer! Aber mein Gott, wo bleiben Sie denn ſo lange? Tragen Sie eilig den Koffer hinaus, der Dienſtmann wartet bereits!“

So erholl die Stimme der Hausfrau bald hier, bald dort, und die viel in Anſpruch genommene Joſe wußte vor Aufregung nicht, wo ihr der Kopf ſtand.

Winolf dagegen wanderte zu allem Ungemach noch verdrießlich von einem Zimmer ins andere. Es ſei nirgendswo ein leerer Stuhl zu finden, knurrte er, und überall ſähe es aus, wie in einem Trübelladen, worauf ihm die naheweiſe Joſe kurz erwiderte, das müſſe ſo ſein und wäre überall ſo, wenn's auf Reiſen ginge!

Mit dieſem bündigen, unanſprechbaren Beſcheid mußte er ſich zufrieden geben, und in nichts weniger als roſiger Laune machte er ſich nun daran, ſeinen hellfarbenen engliſchen Reiſeanzug anzulegen.

Auch er hatte ſich nicht davon excluſivieren können, eine Sommerreiſe zu machen und ſo hatte er denn anfangs den Plan gehegt, für einige Zeit nach der franzöſiſchen Schweiz zu gehen. Doch dagegen hatte ſeine Frau entſchieden ihr Veto eingelegt.

Sie liebe keine weite Reiſen, hatte ſie gemeint, auch würden die Koſten für eine ſolche, ihre jetzigen pekuniären Verhältniſſe überſteigen. Wenn aber unbedingt gereiſt ſein müſſe, würde ſie nichts dagegen haben, in der Nähe irgendwo einen kurzen Aufenthalt zu nehmen; vielleicht in einem lauſchigen Dörfchen der ſächſiſchen Schweiz, wo ſich zur Zeit Doktor Tarlatt's auch befänden.

Da ſich Winolf endlich, nach langem Hin- und Herreden, ihrem Wunſche gefügt hatte, war ſie mit Luſt und neuerwachten Lebhaftigkeit an die Reiſevorbereitungen gegangen. Seitdem ihr neulich ihr Mann erzählt hatte, der Senor de Leganos habe völliſch Berlin verlaſſen, und in ſeinem Hotel wiſſe Niemand, wohin er gegangen ſei, ſehnte auch ſie ſich weg von Berlin. Sie verlangte, ja, ſie lechzte danach, in einer anderen Umgebung, in der freien, ſchönen, heiligen Natur der Erinnerungen, die Zweifel,

die Sorgen, all das Leid, das ihr Inneres durchwühlte, zu vergeſſen und zu verſchmerzen. Daß Edgar von Salten ohn Abſchied, obwohl er ihrer Schweſter Lebewohl geſagt hatte, von ihr gegangen war, kränkte ſie tief. Eine ſolche nichtachtende Behandlung von ihm, vor dem ſie ſich gebemüht hatte, wie ſich nie ein Weib vor einem Manne bemühen ſollte, hatte ſie gewiß nicht verdient und es war hart, ſie geduldig zu ertragen!

Dann war noch ein anderer Grund, warum ſich Käthe freudig in einen ſtillen, ſchönen Winkel des Gebirges flüchtete: ſie hoffte von der Reiſe für Winolf Gutes. Sollte er nicht, wenn er längere Zeit den ſchlechten Einflüſſen ſeiner Berliner Bekannten, vor Allem dem Verkehr mit Ellen Waldner entzogen wäre, zur Einſicht kommen und ſeinen bisherigen Lebenswandel ändern? Sollte er nicht, durch die Schönheiten der ihn umgebenden ſtillen Gebirgslandschaft zum Schaffen angeregt werden und ſollte er nicht in ernſter Beſchäftigung auch ſich ſelbſt, ſein beſſeres Selbſt wiederfinden? Es mußte ja Alles anders werden, ſonſt gingen ſie Beide dem Ruin entgegen.

Schon jezt mußten in Folge der maßloſen Verſchwendungen Winolf's die häuſlichen Ausgaben beſchränkt werden und oftmals machte ſich im Haushalte empfindlicher Geldmangel bemerkbar. Käthe aber war ſich über Manches, was ihre pekuniären Verhältniſſe betraf, nicht klar. Wo blieb das Geld, wo ließ es Winolf?

In letzter Zeit hatte er daheim öfter Spielabende veranſtaltet. Sie war niemals dabei geweſen und ſie wußte nicht, wer daran theilnahm, aber aufgefallen war es ihr ſchon, daß ihr Mann jedes Mal nach ſolchen Abenden reich mit Geld verſehen war.

Was bedeutete das Alles . . . ? Hatte Winolf ſo viel Glück im Spiel? Wertwürdig, es ſchäuderte ſie jedesmal, wenn ſie an die Spielabende dachte und ſie wußte doch nicht, weshalb. Vielleicht darum, weil ſie ſich erinnerte, daß Ellen Waldner auch das Spiel ſo liebte!

Dieſe und noch viele andere Umſtände hatten dazu beigetragen, daß Käthe den Tag der Abreiſe heiß erſehnt hatte. Vielleicht wäre ſie aber weniger zuverſichtlich und hoffnungsfreudig geweſen, hätte ſie geahnt, daß Ellen Waldner nicht eher mit Fragen und Bitten nachgelaffen, als bis daß ſie den Sommeraufenthaltort Jaffés von Winolf ſelber genau erfahren hatte.

Zwzwiſchen waren die Koffer fertig gepackt worden, und Käthe ſaß nun fix und fertig im Reiſekoſtüm neben ihrem Manne im Speiſezimmer, um ſchnell noch ein kleines Frühſtück einzunehmen. Wiederholt blickte Winolf nach der Uhr und bat ſeine Frau, ſich etwas zu beeilen, da der Einzug bereits in einer halben Stunde abginge. Während nun Käthe endlich die langen ſilberatrauen Handschuhe anzog, ertheilte ſie den Mädchen noch mehrere Verhaltensmaßregeln. Dann waren alle häuſlichen Angelegenheiten ſoweit erledigt, um in den vor der Thür wartenden Wagen ſteigen zu können. Darauf ging's dem Bahnhof zu und von dort in die weite, ſchöne Welt hinaus.

Der reizend gelegene Ort in der ſächſiſchen Schweiz, den ſich Jaffés zum Sommeraufenthalt auserkoren hatten, war dieſes Jahr, wie immer, ſtark von Fremden beſucht. Auf der Promenade und im Kurgarten wimmelte es nur ſo von Menſchen aller Nationen: Da waren Engländer, Amerikaner, Deſterreicher, Ruſſen, Berliner — vor allem Berliner, und Jaffé's, als neu angekommenes Berliner Ehepaar, waren eben nichts Außergewöhnliches in Sch.

Käthe war da ganz gleichgültig; es that ihrem Entzücken über die herrliche Lage des Ortes, der zwischen hohen Bergen und grünen Wäldern wie ein Traum von Glück und Frieden annuhtete, weiter keinen Abbruch. Sie hatte in ihrem Leben noch nicht viel von der Welt geſehen und nun fand ihre Bewunderung und Freude über die ſchöne Natur kein Ende.

In ihrer niedlichen, behaglichen Garconwohnung, mit dem kleinen Balkon nach der Promenade heraus, meinte ſie, ſei es nun vollends idylliſch. Und weil ſie ſich gar nicht davon trennen konnte, durch das Fenſter mit trunkenen Augen in die Ferne zu blicken, mußte Winolf zu ſeinem Mißbehagen das Auspacken und

Ordnen der Sachen fast ganz allein besorgen. Nachdem die Häuslichkeit so einigermaßen hergestellt war, begab sich Käthe mit Winolf in das nahe gelegene Hotel, um eine kleine Erfrischung einzunehmen. Dort traf man auch Doktor Tarlatt's und Kromer's; bei allgemeiner fröhlicher Stimmung wurde nun beschlossen, sogleich noch einen kleinen Ausflug in die Umgebung zu machen. Winolf, der sich mit dem jungen Doktor sehr bald befreundete, war ausnahmsweise heiter und gesprächig. Ja, Käthe mußte oft über seine drolligen Einfälle und Späße laut auflachen, obwohl sie gemeint hatte, es nimmermehr zu können.

Erst gegen Abend kehrten Jassé's wieder in ihre Wohnung zurück, Winolf nur in der Absicht, sich umzukleiden und dann noch einmal ins Hotel zurückzugehen. Käthe dagegen blieb zu Hause, setzte sich auf den Balkon hinaus und blickte mit aufgestütztem Kopf in die Ferne. Drüben über dem Bergesrücken sank die Sonne, von Feuerschein waren die Höhen überglänzt, wie goldener Schaum ruhte es auf den fernen Wäldern und über die Wiesen im Thal war ein blauer Dunstschleier ausgebreitet. Ein leises Säuseln schauerte durch die Bäume, in den duftenden Gebüsch flüsterte es, und die letzten an den Blüten hängenden Bienen summten ein Wiegenlied. Jrgendwo plätscherte ein Wasserfall, im Städtchen läuteten die Abendglocken, über Alles hin aber schwebte die reine ozonreiche Gebirgsluft, mit ihren Wogen von Kräutern und Blumenduft. Käthe athmete in langen, tiefen Zügen und es war ihr, als fühle sie den Frieden wieder in ihr Inneres einziehen. Sie kam sich im Augenblick so klein, so erbärmlich mit all' ihrem Leid, wie ihrem Glück vor, daß sie demüthig die Hände faltete. Ihre Lippen flüsterten ein Gebet und heilige Ruhe ergoß sich in ihre Seele. So stand sie lange, lange.

Erst als es ganz dunkel draußen geworden war, als der Mond über den Bäumen glänzte und die Nachtschmetterlinge surrend umherfliegen, begab sich Käthe in das Zimmer zurück und erwartete ihren Mann.

Am andern Morgen weckte sie ein Sonnenstrahl, der durch eine Spalte des Fensterlades in das Zimmer gefallen war. Schnell richtete sie sich auf, schaute erst eine Weile erstaunt um sich und langsam erinnerte sie sich, wo sie sich eigentlich befand.

Dann schlüpfte sie in ihre Kleider und öffnete die grünen Fensterläden. Hell fiel die goldene Sonne ins Gemach und draußen lachte die thaufrische Natur.

Leise schlich nun Käthe nach dem Zimmer ihres Mannes, um sich zu überzeugen, ob er noch schlief. Er regte sich noch immer nicht, und in seinem Zimmer war noch Alles dicht verhangen, so daß ihn die Sonne nicht erwecken konnte.

Käthe überlegte, was sie nun anfangen sollte. Es würde langweilig hier im Zimmer werden, wenn ihr Mann noch einige Stunden so weiterliese. Was schadete es, wenn sie inzwischen ein wenig draußen herumspazirte? Schnell entschlossen nahm sie ihren großen Strohhut aus dem Karton, schlug einen

langen, weißen Spitzenkragen über das gleichfarbene leichte Sommergewand und eilte leichtfüßig zum Zimmer hinaus, die Treppe hinunter. Dann erst athmete sie erleichtert und frei auf, weil sie froh war, daß ihr Mann sie nicht gehört, noch zurückgerufen hatte. Nun begab sie sich nach einer nahe gelegenen Molkerei, wo sie ein Glas schäumender Milch zu sich nahm und einige Zeit in dem an die Molkerei stoßenden Obst- und Gemüsegarten verweilte. Als ihr das Weibchen im Garten aber auf die Dauer zu langweilig wurde, schritt sie langsam, immer aufs Gerathewohl, ohne Jemanden um Weg oder Steg zu fragen, weiter in die lockende, blaue Ferne hinaus. Dort winkten grüne Wälder, Berge und Blumen, dorthin zog es sie mit magischer Gewalt. Und immer weiter trugen sie ihre Füße, bis das lauschige dunkle Grün eines Tannengebüsches sie umfing.

Wie war es hier kühl, dämmerig und schön! Doch Käthe raffte auch hier noch nicht. Ihr war's, als entleerte sie ihrer Vergangenheit, ihrem ganzen bisherigen Leben, wenn sie immer so weiter wanderte, und das war ihr eben recht! das hatte sie ja gemollt.

Wald wechselte eine frische Buchenwaldung mit dem Tannendunkel ab. Zitternd brachen die Sonnenstrahlen durch die blätterreichen Kronen und bunte Schmetterlinge wiegten sich auf Blütenbolden; überall herrschte hier ein summendes, schwirrendes Leben von märchenhafter Farbenbuntheit und überall war es licht und hell.

Käthe sah entzückt um sich und pflückte bald hier, bald dort eine Blume. Jetzt ging der Weg bergan und es wurde stiller und stiller ringsum. Kein Lärm der Außenwelt vermochte noch in den Schoß des Waldes zu dringen, nur das Geschrei der Raubvögel tönte in den Lüften. Immer steiler wurde der Weg und immer mehr versteckten ihn Gestrüpp und herniederhängende Baumzweige. Käthe, die es nun an der Zeit fand, die Rückkehr anzutreten, wußte plötzlich nicht mehr, welche Richtung sie einschlagen hatte.

In der Meinung, es würde vielleicht noch ein Weg kommen, der direkt nach Sch. zurückführte, ging sie unbeirrt weiter. Der Wald mußte sich doch einmal lichten und wenn sie die Gipfel der Anhöhe erreicht haben würde, freien Ausblick gewähren.

Doch je weiter Käthe jetzt fortschritt, desto düsterer und unheimlicher wurde die Scenerie um sie her. Mächtige, hohe, schlanke Nadelbäume vereinigten ihre Kronen derart zu einem dichten Dache, daß kein Sonnenstrahl hindurchdringen konnte und die unteren, tieferen Zweige vertrocknet, nadellos und gelb, wie Gerippe, in das unentweichte, geheimnißvolle Dunkel des mit Nadeln allzureich versehenen Gebüsches starren. Das Schlimmste aber war, daß der Boden, wegen der vielen Felspalten, die nur leicht von Nadeln und Erde bedeckt waren, einen höchst gefährlichen Weg darstellte.

(Fortsetzung folgt.)

Dem Dolche entronnen.

Eine amerikanische Geschichte.

Es war in einer kleinen Abendgesellschaft. Man sprach von amerikanischen Zuständen, ein Gegenstand, der umso mehr fesselte, als einige der anwesenden Männer selbst in der „neuen Welt“ gewesen waren. Da nahm der alte würdige Doktor J. . . . das Wort.

Ich war noch ein junger Arzt — so erzählte er — ledig, uneingeschränkt in meinen Bewegungen und dürftete nach Thaten auf wissenschaftlichem Gebiete. Der Gang zur Naturforschung und ethnologischen Studien bestimmte meine Entschlüsse. So segelte ich eines schönen Tages von Hamburg über den Ozean, um Amerika zu bereisen. Ich durchzog sieben Jahre hindurch den ganzen Erdtheil und war so ziemlich überall, an den großen Strömen, in den Prairien und Pampas, auf den Riesengebirgen der Anden. Pflanzen und Thiere beschäftigten, Sitten und Kultur der Völker reizten mich, nicht minder ihre Geschichte. Daß ich dabei in manche außerordentliche Lage gerieth, darf nicht Wunder nehmen. Auch Gefahren bestand ich. Die ungebändigte Natur führt sie mehr mit sich, als die besessene Ordnung des alten Europas. Dies gilt nicht allein vom Lande und Klima, sondern vielmehr noch von den Menschen da draußen; denn ihre Gesellschaft war damals — man schrieb 1849 — noch viel weniger konsolidirt, als es heute der Fall ist. Wilde Leidenschaften, Troß, Daß, Gewaltthätigkeiten, rücksichtsloses Begehren

und roheste Selbstsucht bestimmten oft genug das Thun des Ebenbildes Gottes in jenen Ländern des Werdens. Wer könnte gewisse Dinge vergessen, die unser Leben kreuzten? Manchmal trug das, was mir begegnete, ein hochromantisches Gewand, denn man in den Salons des abgegriffenen Europas ungläubig gegenübersteht. Begreiflich. Gift, Revolver und Messer sind glücklicher Weise nicht heimisch in unserm stillern Dasein, das sich in parfümirter Luft und bei ästhetischen Thees behaglich abspielt. Eine Begebenheit dieser Gattung will ich erzählen. Hören Sie: Gespräche mit Freunden in Rio de Janeiro gaben mir den Gedanken ein, einige Zeit in Cachueira in der Provinz Bahia zuzubringen. Nach dreitägiger Dampfschiffahrt längs der Küste erreichte ich mein Reiseziel. Cachueira war damals eine Stadt von ungefähr sechstausend Einwohnern. Sie liegt unfern der Küste malerisch am Ufer des schiffbaren Flusses Paraguaçu, landwärts von einem Kranze grüner Hügel umgeben. Kokospalmen und Bananenwälder verleihen dem Bilde den tropischen Charakter. Es war im Monat Januar, der Zeit des südlichen Hochsommers, als ich in Cachueira eintraf. Umstände brachten es mit sich, daß ich neben meinen botanischen und zoologischen Studien auch ärztliche Praxis trieb, die stets an Umfang zunahm. Eingeborene und Fremde nahmen meine Hilfe in Anspruch. Und da ich von den Armen, besonders von den Farbigen, kein Honorar forderte, ward ich sehr bald nicht allein ein sehr gesuchter, sondern auch ein beliebter Arzt, wie man das nennt. Nach einigen Monaten brach in der Stadt das gelbe Fieber aus. die Geißel der tropischen amerikanischen Küste. Ich

selbst vorüber
oft nach
der K
mit ei
keit zu
Rüch
ein G
einem
als d
Hau
der m
mich
nach
um ei
arzt,
Nati
näher
und e
Reiter
viertes
Gang
Bege
erhell
reit g
daß e
Endli
ein.
partie
braun
leucht
beweg
Hau
das d
empfin
kennen
Diene
öffnet
ein L
Schm
Mitte
sich d
planta
Gold.
immer
war e
denn
charak
Stellu
Armen
Keine
fen o
weilte
sterben
sag w
der G
Lände
und h
zum
Der
12 U
Kran
der T
Schut
sah id
richte
" "
" "
mich
lassen
Gesch
nieder



selbst erlitt einen Anfall, der indes glücklicherweise leicht war und vorüberging.

Das gelbe Fieber ist eine schreckliche Krankheit. In 24 Stunden, oft noch in viel kürzerer Zeit, ist man dahin. Fünfzig Prozent der Kranken, manchmal noch mehr, sterben. Das Fieber beginnt mit einem Druck in der Magengegend. Kopfschmerz und Müdigkeit stellen sich ein, Krämpfe des Zwerchfelles, in Unterleib und Rücken folgen, Blutbrechen tritt hinzu, bis der Tod der Qual ein Ende macht.

Eines Abends, bereits sehr spät, saß ich in meiner Casa, einem leichtgebauten Fachwerkhause von Bananengebüsch umgeben, als draußen Pferdegetrappel hörbar ward. Es hielt vor dem Hause an, und gleich darauf trat ein Mulatte in mein Zimmer, der mir höflich einen Brief überreichte. In dem Briefe bat mich ein Kollege, ein italienischer Arzt Dr. F., für ihn sofort nach der Hacienda der Donna Ermelindra Custodia zu reiten, um einen Fall gelbes Fieber zu behandeln. Er sei dort Hausarzt, fühle sich aber selbst unwohl und bäte nun Vertretung. Natürlich war ich sofort bereit, denn der Arzt gehörte zu meinen näheren Bekannten. Ich versah mich mit Opiumtinktur, Tannin und einigen anderen Mitteln und trat vor das Haus. Drei Reiter warteten hier auf mich, ich bestieg ein bereit gehaltenes viertes Pferd und so setzte sich die Kavalkade sofort in schneller Gangart in Bewegung. Von Zeit zu Zeit waren längs des Weges Sklaven mit brennenden Fackeln aufgestellt, die den Weg erhellten. Zweimal wechselte ich unterwegs mein Pferd auf bereit gehaltenen Relais. Ich erhielt durch alles das den Eindruck, daß es sich um einen sehr vornehmen Kranken handeln müsse. Endlich nach zweistündigem Ritte trafen wir auf der Hacienda ein. Sie bildete ein langgestrecktes einstöckiges Haus mit Hochparterre, von geräumigen Verandas umgeben. Zahlreiche Fackeln brannten auf dem Vorplatze, die innern Räume waren hell erleuchtet. Eine Anzahl festlich gekleideter Herren und Damen bewegten sich im Empfangssaale und auf den Verandas am Hause. Es wunderte mich nicht, denn ich glaubte an ein Fest, das durch einen Krankheitsfall eine gewisse Störung erleide.

Eine prächtig aber etwas überladen gekleidete ältere Dame empfing mich überaus artig. „Cavallero“, sprach sie, „Sie kennen Ihre Instruktion. Gehen Sie!“

Auf einen Wink ihrer Hand führte mich ein schwarzer Diener durch einen langen Korridor an ein Zimmer, das ich öffnete. Im Zimmer lag ein Mann von mittleren Jahren auf ein Lager ausgestreckt. Er wand sich und krümmte sich in schweren Schmerzen. Er hatte das gelbe Fieber. Ich gab die nöthigen Mittel und tröstete den Kranken, denn er jammerte und fühlte sich dem Tode nahe. „Ich bin Don Justino von der Kaffeepflanzung Santa Clara. Helfen Sie mir, ich lohne es ihnen mit Gold.“ So klagte und flehte er ein über das andere Mal und immer von neuem.

Ich that, was ein Arzt thun kann. Besonders schwierig war es, den Kranken in sitzender Lage im Bett zu erhalten, denn das entsetzliche Glucksen aus dem Magen herauf — ein charakteristisches Symptom beim gelben Fieber — ließ keine andere Stellung zu. Ich mußte den Patienten ununterbrochen in den Armen halten und stützen. Dabei ließ man uns ganz allein. Keine Seele erschien, um sich zu erkundigen oder nach dem Kranken oder meinen Bedürfnissen zu fragen. Draußen in den Sälen weilte die gepuhte Menge, um sich zu amüsiren, hier rang ein sterbender Mensch unter Schmerzen mit dem Tode. Der Gegenstand war grauig. Doch ich nahm es nicht so schwer, weil mir der Charakter der Leute bekannt war. Man ist in jenen heißen Ländern oft ebenso gennüßig und leichtlebig als furchtsam und herzlos. Nebenmenschen? Sie dienen nur als Füllum zum Ich.

Unterdessen schritt das Fieber bei Don Justino rasch vor. Der Fall war schwer, meine Kunst umsonst. Ich war gegen 12 Uhr angekommen, um 1 Uhr in der Nacht verschied der Kranke. Als ich das Zimmer verließ, stieß ich draußen dicht vor der Thüre auf einen dort stehenden Mann. Ein breitkrämpiger Hut war tief in die Stirne gezogen und hüllte das Gesicht in Schatten; gleichwohl und trotz der unsichern Korridorbeleuchtung sah ich finstere Züge und stehende Augen, die starr auf mich gerichtet waren.

„Cavallero, wie steht es drinnen?“ fragte er gedämpft.

„Tobt. Soeben gestorben.“

„Lassen Sie mich sehen,“ sprach der Mann weiter, schob mich kurzweg bei Seite und trat in das Zimmer, die Thüre offen lassend. Er hob das weiße Tuch, das ich dem Todten über das Gesicht gezogen, empor, blickte einen Augenblick auf die Leiche nieder, deckte diese wieder zu und schritt langsam zu mir heraus.

Ruhig und kalt sprach er: „Es ist so. Er ist todt. Welchen Schaden das im Salon dort. Man erwartet Sie.“ Gemessen sich verbeugend, verschwand er unhörbar über eine nahe Treppe.

Das Alles kam mir etwas sonderbar vor; doch was ging es mich an? Ich durchschritt den Korridor und trat in den Salon, wo die Gesellschaft noch völlig beisammen war, in Gruppen saß, Kaffee trank und rauchte. Mein Erscheinen unterbrach jede Beschäftigung; erwartungsvoll schauten aller Augen auf mich hin. Die prächtig gekleidete alte Dame, die mich früher empfangen, kam hastig auf mich zu.

„Nun, Doktor?“ fragte sie fast athemlos.

„Don Justino ist soeben gestorben,“ erklärte ich feierlich.

Die Wirkung meiner Worte war ganz anders, als ich immer erwarten konnte. Das Gesicht der Donna vor mir verzerrte sich zu einer hasserfüllten Frage, die Augen bligten Gift. Pfeilschnell sprang sie auf mich zu und griff mit den gekrümmten zehn Fingern ihrer Hände nach meinem Gesicht, dabei mit gellender Stimme Verwünschungen über mich ausstößend. Sie haben mich betrogen und belogen, Glender! Ich Arme! Fluch Ihnen! freischte sie, wie außer sich. Dabei atkompagnirte ein Theil der Gesellschaft der Wüthen mit lautem Drohen gegen mich, während ein anderer Theil beschwichtigende Geberden machte. Es war eine wildbewegte Szene. Ich weiß nicht, was schließlich geworden wäre, da sprang zur rechten Zeit ein Kapuzinerpater herzu, riß das rasende Weib zurück und rief mir zu, mich schleunig zu entfernen. Ein Diener nahm mich bei der Hand und in wenigen Augenblicken war ich aus dem Hause gezogen und gerissen, ich weiß nicht wie. Eine dunkle Gestalt, ich glaube, es war der Mann auf dem Korridor vor der Thüre des Todten, flüsterte mir zu: „Hier ist Ihr Pferd, Cavallero. Gehen Sie fort, so schnell Sie können!“ Sausend ritt ich davon, denn der Fremde hatte meinem Pferde noch einen heftigen Schlag mit einem Stocke versetzt. Zwei Reiter begleiteten mich mit brennenden Fackeln.

Ich wußte nicht, wie mir geschehen war. Ich hatte Alles über mich ergehen lassen müssen, denn Schlag auf Schlag wechselten die Szenen, ohne daß ich zur Besinnung kam. Erst jetzt, während des Rittes, athmete ich auf. Was bedeutete das alles? Welchen Räthseln stand ich gegenüber? Waren die Menschen dort draußen verrückt geworden? Oder was sonst? Grübelnd ritt ich dahin. Die Nacht war still und traumhaft, die Luft klar, und wunderbar hell schimmerten die Sterne vom tropischen Himmel hernieder, vor allem das süßliche Kreuz, das geheimnißvoll den Aether durchleuchtete. Allmählich beruhigten sich meine aufgeregten Nerven. Ich hatte das Gefühl, einer großen Gefahr entronnen zu sein, und fast fröhlich sah ich meine Casa vor mir auftauchen. Gern hätte ich noch die mich begleitenden Reiter befragt, doch sie waren Sklaven. Was wußten sie von den Geheimnissen jener Hacienda? So übergab ich ihnen stillschweigend mein Pferd und schaute ihnen nach, wie sie pfeilschnell im Nachdunkel verschwanden. Dann trat ich in meine Casa — es war beinahe vier Uhr Morgens —, um nach traumbewegtem Schlummer am hellen Tage zu erwachen.

Sonne und Licht verdrängten die Gespenster, frischer zieht unter ihrem Einfluß der Lebensstrom durch die Adern. So war es mir. Niemals behandelte ich meine Patienten freundlicher und liebevoller als an jenem Tage. Gegen Abend trieb es mich hinaus; ich wollte mein Stamm-Café besuchen, wo ich Freunde und Bekannte wußte. Unterwegs trat mir ein Unbekannter, doch augenscheinlich vornehmer Brasilianer entgegen. Er grüßte überaus höflich, fixirte mich einen Augenblick scharf und sprach: „Cavallero, Sie sind der Arzt, der gestern Abend auf der Hacienda der Donna Ermelindra Custodia zu thun hatte. Ich freue mich, Sie wohl und munter zu sehen.“

„Danke sehr für die Theilnahme,“ erwiderte ich mehr erstaunt als neugierig.

Der Fremde aber fuhr fort: „Hätten Sie anders gehandelt, als geschehen, lägen Sie heute neben dem armen Don Justino todt unter dem Raie. Ein Dolchstoß wartete Ihrer.“

„Cavallero!“ rief ich und fuhr erschrocken zurück.

Ruhigen Tones sprach der Andere weiter: „Es ist so, Sie haben der Familie des Don Justino einen großen Dienst geleistet. Sie werden ein entsprechendes Honorar in Ihrer Casa finden, wenn Sie dorthin zurückkehren. Adio!“

Mit vornehmer Verbeugung entfernte er sich.

Das wird ja immer interessanter, aber auch schrecklicher, dachte ich und trat in das Café. Es war noch leer; nur an einem Seitentische saßen zwei Herren, zugleich zwei Schwäger, ein deutscher und ein brasilianischer Kaufmann. Beide waren tüchtige, charakterfeste Männer und mir sehr zugethan. Der Brasilier

ramte nebenbei Land und Lette und wußte alle Familienverhältnisse von Stadt und Umgegend. Mit Wärme und Freude reichte er mir die Hand und sprach: „Sie sind gestern Nacht einer großen Gefahr entgangen. Ich gratulire herzlich.“ „Wissen Sie das auch schon?“ fragte ich stumm. Der Kaufmann lächelte überlegen, wie einer, der die Vermunderung seines Gegenübers nicht findet. Und nun erfuhr ich Folgendes: Donna Ermelindra Custodia war Witwe und Besitzerin einer großen Kaffeepflanzung, die indeß bis zum Letzten verschuldet war. Jeden Augenblick konnte der Ruin hereinkommen. Daher galt es, dem vorzubeugen. Das Mittel dazu bot ihre nicht unschöne Tochter Elvira. Es gelang, einen eben so reichen als etwas einfältigen Plantagenbesitzer Don Justino in ihre Netze zu ziehen und gestern Nachmittag sollte die Trauung in der Facenda der Donna Custodia vor sich gehen. Alles war bereit. Priester und Gäste fanden sich ein. Da erkrankte der bereits anwesende Bräutigam plötzlich am gelben Fieber. Man war außer sich, einigte sich aber dahin, daß die Trauung am Bette des Erkrankten geschehen solle, sobald der Hausarzt einen Zustand genügend klaren Bewußtseins feststelle. Darauf kam es wegen der rechtlichen Folgen der Trauung an. Der jungen Frau fiel mit vollgogener Trauung und im Todesfalle ihres Gatten das ganze große Vermögen des Don Justino zu. Dann konnte die Ehe von Seiten der Verwandten des letztern rechtlich nicht angegriffen werden. Der Hausarzt war Dr. F. . . , ein Italiener. Eilig jagte ein Vertrauter der Donna Custodia nach der Stadt, um den Hausarzt zu holen und ihn in die Sache einzuweißen. Aber die Familie des Don Justino war noch eiliger gewesen. Mit Hilfe bestochener Diener der Donna erfuhr sie jeden Schritt der Gegenpartei. Mehrere Verwandte des Bräutigams waren als Gäste ebenfalls anwesend, und diese leiteten die Intrigue. Einige Minuten vor dem Eintreffen des Vertrauten der Donna verließ schon der Abgesandte der anderen Partei das Haus des Doctors F. . . mit der Todesdrohung für den Fall, daß dieser auf der Facenda erscheine. Der Doktor kannte den Ernst der Lage und wußte sich in seiner Angst nicht anders zu helfen, als sich krank zu stellen und mich mit seiner Stellvertretung zu beauftragen. Wie es zuging, daß ich von dem einzig wichtigen Umstand bei der ganzen Sache, nämlich dem Heirathsplane und der Trauung auf dem Krankenbette — die geschehen konnte, denn der Kranke war lange völlig klar im Geiste und dispositionsfähig — daß ich, wie gesagt, davon keine Kenntniß erhielt, ist mir unbegreiflich geblieben. Wahrscheinlich glaubte man, ich sei vollständig belehrt, oder die überstürzte Hast ließ es vergessen. So erschien ich ahnungslos auf der Facenda der Donna Ermelindra Custodia, um die gefährliche Rolle eines vom Tode umlauerten stellvertretenden Hausarztes zu spielen. Eine kleine Wendung und ich wäre verloren gewesen.

„Aber, mein Gott!“, rief ich entsetzt, „was für Geschichten sind das? Woher wissen Sie das alles?“

„Von meinem Bruder Rodrigo, der es erlaucht“, flüsterte der Kaufmann mehr als er sprach. „Er ist Sekretär bei einem erbethetigten Verwandten Dom Justinos. — Wäre übrigens das gelbe Fieber nicht gekommen, so erwartete den Verstorbenen ein Dolchstoß vor der Trauung.“

„Von den eigenen Verwandten Savalleros?“ fragte ich.

„Von den eigenen Verwandten,“ nickte der Erzähler.

„Mir ward bei diesen Enthüllungen sehr ungemüthlich. Welche Leidenschaften entfesselten Geld und Habgucht!“ sprach ich erschüttert. „Da muß man sich auch wohl vor der Nachsicht der Donna Custodia, deren Pläne mein Verhalten vereitelte, hüten?“

„Ja, wenn sie hier wohnen geblieben wäre,“ bestätigte der Brasilianer. „Sie übergab aber heute Nachmittag ihre Plantage den Gläubigern, um morgen früh mit dem Dampfschiff nach Rio de Janeiro, wo Verwandte wohnen, überzusiedeln.“

Trotz dieser beruhigenden Erklärung war mir der fernere Aufenthalt in Cachueira verleidet worden. Um eine erstere Erfahrung reicher, verließ ich bald darauf den Ort und schiffte mich nach Buenos Aires ein.

Allerlei.

Ein merkwürdiges Mißgeschick stieß dieser Tage einem Operateur in Berlin zu, der einer Dame den Haken einer Häfelnadel aus dem Finger entfernen wollte. Die Nadel war an beiden Enden mit Haken versehen und konnte nach dem Gebrauche wie ein Schieberhalter zusammengeschoben und so verkürzt werden. Bei diesem

Zusammenschieben hatte die Dame sich den einen Haken tief in den Finger gestochen. Der Operateur stieß nun die Nadel durch die Haut hindurch, um dann die Spitze (den Widerhaken) abzuschneiden. Dabei drang ihm aber der Haken in den eigenen Finger, so daß er durch die Nadel mit der Dame verbunden war. Ein dritter Mann mußte kommen, um die Nadel in der Mitte zu durchschneiden, so die Verbindung zu lösen und dann die Operation zu vollenden.

Auf der Bärenjagd in Graubünden. Aus dem Unter-Engadin wird geschrieben: „Wenn ich nicht irre, war es bei der letzten Beratung des Jagdgesetzes, daß ein Deputirter des Ober-Engadins im Schooße des Großen Rathes den Antrag stellte, man solle das Schußgeld auf Bären streichen, da mit der Ausrottung dieser Thiere abermals ein Stück Romantik aus unserem Thale schwinde. Seine Anregung fand nicht Gnade und so jagen unsere Waidmänner noch immer auf Meißter Bez und auf die ihm anhaftende Schußprämie. Vor einigen Tagen brachte die „Engadiner Post“ die inhaltschwere Notiz: „Im Scarthal frisst ein Bär Schafe.“ Und er fraß in der That. Gestern endlich brachten mehrere Schuler Jäger im Triumphzuge den Plagegeist der auf ihren Alpen friedlich weidenden Thiere, einen prächtigen, braunen Bären. Und um die Freude noch zu erhöhen, stellte sich kurz darauf noch ein kühner Jägermann ein mit einem reizenden jungen Rugen. Den größeren erwarb der unternehmende Direktor der neuen Gesellschaft in Vulpera, Herr Kaspar Pinösch. Die noch in stattlicher Anzahl anwesenden Fremden hatten selbstverständlich an dem seltenen Anblick ihre helle Freude und besonders ein Berliner Herr war außer sich vor Entzücken und versprach, den unter seinen Landsleuten schwankend gewordenen Glauben an den Bindner Bärenschinken wieder zu seinem Rechte zu verhelfen. Das zweite Exemplar der seltenen Jagdbeute ist ein junges, nur mehrere Monate altes Thierchen, dessen Mutter aller Wahrscheinlichkeit nach angsterfüllt die Wälder abjucht. Also Ausichten auf einen dritten Fang! Die Herren Nimrode des „Jägertribü“ in Bern sind hiermit freundlichst zur Bärenjagd im Unter-Engadin eingeladen.

Die Theilung der Kameele. Ein alter Araber fühlte sein Ende herannahen und theilte sein ganzes Gut, siebenzehn Kameele, folgendermaßen unter seine drei Söhne:

Hassan, dem ältesten, die Hälfte; Mohamed, dem zweiten, ein Drittel; Mustapha, dem jüngsten, ein Neuntel.

Das Dorf, wo die Familie wohnte, lag an einer Karavanenstraße, auf der zu jener Zeit die Meßkaravane zu ihren Stämmen zurückkehrten. Der alte Araber starb, und die drei Erben wollten nun genau nach seiner Vorschrift theilen, denn sie ehrten den Willen ihres Vaters. Sie konnten aber zu keinem Ende kommen, da die Zahl 17 weder durch zwei noch durch drei, noch auch durch neun theilbar ist. Ein Streit erhob sich, Jeder wollte aus der Unmöglichkeit einer richtigen Theilung Augen ziehen. Der aufgeregte und streitsüchtige Charakter ihres Stammes hatte freien Lauf, und es war nahe daran, daß der Bank in blutige Thälichkeiten ausartete.

In diesem Augenblicke kam ein Dervisch auf einem Kameel vorüber. Ein fanatischer Muselman, sang er fortwährend das Lob Allahs. Nun hielt er an und erkundigte sich nach der Ursache des Streites der Brüder und sagte:

„Ich komme von Mekka und bestehe nichts als mein Kameel, aber Allah hat mir befohlen, es Euch zu geben, damit Ihr nach dem Willen des Todten theilen könnt. Ich bin sicher, daß ich ein anderes Meittier finde. Allah ist die Vorsehung.“

Die Worte, die uneigennütige Schenkung des heiligen Mannes besänftigten plötzlich den Zorn der drei Brüder, die nun seinem Rathe folgten und von Neuem die Theilung im Sinne ihres verstorbenen Vaters vornahmen.

Das Kameel wurde den sieben zugetrieben, so daß nun die Gesamtanzahl achtzehn betrug. So erhielten:

Hassan, der älteste, die Hälfte von achtzehn, also . . . 9 Kameele,
Mohamed, der zweite, ein Drittel von achtzehn, also . . . 6
Mustapha, der dritte, ein Neuntel von achtzehn, also . . . 2

Am Ganzen 17 Kameele. Erstaunt sahen die Brüder, wie der Dervisch sein Kameel beilag, das bei der Theilung übrig geblieben war, und seine Reize — Allahs Lob singend — wieder forthatte.

An dieser unerwarteten Wendung erkannten die Brüder die Heiligkeit des Dervisches und warfen sich vor ihm in den Staub.

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Die Kritik**, Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgegeben von Karl Schmidt, Verlag von Hugo Storm, Berlin W. 30. Abonnementspreis vierteljährl. 5 Mk. Einzelne Hefte 50 Pf. Hefte 51 vom 21. September enthält: Zum Fall Munier, von Karl Westbren. — Der neue Anarchismus, vom Herausgeber. — Wandelbilder, von Karl Schmetd. — Die Art der Wahrnehmung beim Selbsthaken, von Hans v. Gumppenberg. — Verstoßen, von Karl Fischer. — Gefahren im Evidenzismus, von L. Freih. v. Erhard. — Crispinian II., von Fritz Calame. — Studentenpolitik, von H. B.